

[Nachdruck verboten.]

20]

## Pelle der Eroberer.

Von M. Andersen Nexo. Uebersetzt von Mathilde Mann.

Langsam gestand sie ihm das Ganze, roh und grauenvoll, wie es war, mit der instinktiven Vertraulichkeit, die die Geschöpfe der Arche zu ihm gehabt hatten, und die von Mutter und Großmutter als Erbe auf sie übergegangen war. Welch ein Abgrund von Schrecken! Hier war er seiner Wege gegangen und hatte gemeint, es gab keine Eile, das Leben sei reicher als man glaube! Aber die Kinder, die Kinder! Sollten die auch warten, während er sich einen Ueberblick über die Mannigfaltigkeit des Daseins verschaffte? Warten und zugrunde gehen? Bedurfte es überhaupt besonderer Kenntnisse und eines weiten Blickes, um für gerechtere Zustände zu kämpfen? Hat da etwas anderes not, als daß man gut war? Während er da saß und Bücher las, wurden vielleicht Kinder zu Tausenden niedergetreten, gehörte das auch mit zum Leben und forderte das Behutsamkeit? Zum ersten Male zweifelte er an sich selber.

„Jetzt mußt Du Dich hinlegen und schlafen,“ sagte er weich und strich ihr über die Stirn; sie war brennend heiß, es pochte darin. Erschreckt fühlte er ihren Puls. Die Hand fiel mager und gleichsam ausgebrannt in die seine, und der Puls hüpfte. Ach, Hannes Fieber raste in ihr.

Sie hielt seine Hand fest, als er aufstehen wollte, um zu gehen. „Satteln Mutter und Du denn eine Liebschaft zusammen?“ fragte sie flüsternd und hielt die glanzvollen Augen erwartungsvoll auf ihn gerichtet. Und plötzlich verstand er dies zudringliche Fragen und ihre ganze sonderbare Umgänglichkeit ihm gegenüber.

Einen Augenblick sah er zögernd in ihren erwartungsvollen Blick, dann nickte er langsam. „Ja, Johanne, Du bist meine kleine Tochter!“ sagte er und beugte sich über sie nieder. Sie verjoq das leichenblasse Gesicht zu einem schwachen Lächeln und berührte geniert sein Kinn mit den Bartstoppeln. Dann wandte sie sich ab, um einzuschlafen.

Pelle machte Morten mit wenigen Worten mit der Vorgeschichte des Kindes vertraut: Frau Johnsens und des Mannes vergeblicher Kampf, in die Höhe zu kommen, sein unheimlicher Tod in der Kloake und Hannes Heranwachsen über dieser Kloake als die gefeierte Prinzessin der Arche — Hanne, die das Glück einfangen wollte und statt dessen dies arme Kind fing!

„Du hast mir nie von Hanne erzählt,“ sagte Morten und sah ihn an.

„Nein, entgegnete Pelle langsam. „Sie stand vor mir selber so wunderbar unwirklich da, wie ein so holder Traum. Sie tanzte sich zu Tode! Aber Du kannst dem Kinde gegenüber gern so tun, als wenn ich ihr Vater bin.“

Morten nickte: „Du könntest für mich nach dem Altenheim gehen und Dich nach der Großmutter erkundigen, es ist unrecht, daß sie ihre alten Tage da zubringen soll!“ Er sah sich in der Stube um.

„Hier kannst Du sie ja doch nicht haben,“ sagte Pelle.

„Es ließe sich am Ende doch einrichten. Sie und das Kind gehören ja doch zusammen.“ — — —

Pelle ging erst mit dem Geld nach Hause zu Ellen und eilte dann nach dem Altenheim hinaus.

Frau Johnsen lag im Krankenzimmer und hatte nicht mehr viele Tage zu leben. Es währte eine ganze Weile, bis sie ihn erkannte, und die Vergangenheit schien sie vergessen zu haben. Es machte gar keinen Eindruck auf sie, als er ihr erzählte, daß die Enkelin gefunden sei. Sie lag fast immer da und wimmerte unverständlich vor sich hin; sie jammerte um ihr täglich Brot, sie war noch immer in dem Wahn, daß sie Hausmiete und Essen und Trinken für sich und die Kleine beschaffen müsse. Die Sorgen des Alters hatten sich unauslöschlich in sie hineingefressen. „Sie hat gar keine Freude davon, daß sie hier liegt und es gut hat,“ sagte eine alte Frau, die im Bett neben ihr lag, „sie kämpft die ganze Zeit, um das Nötige zu beschaffen. Und wenn sie einen hellen Augenblick hat, reißt sie nach Jütland.“

Bei dem Klang dieses Wortes richtete Frau Johnsen ihre Augen auf Pelle. „Ich möchte so gern Jütland noch einmal wiedersehen, ehe ich sterbe,“ sagte sie. „Seit ich in meinen jungen Jahren hier herüber kam, hab' ich immer bei mir gedacht, das erste Geld, das ich übrig hab', will ich zu einer Reise nach Hause gebrauchen. Aber es kam nie dazu, Hannes Kleine will ja auch leben, sie essen tüchtig in dem Alter!“ Und damit fing die Sache wieder von vorne an.

Die Krankenschwester kam und sagte zu Pelle, jetzt müsse er gehen. Er erhob sich und beugte sich über die Alte, um ihr Lebenswohl zu sagen, wunderbar berührt durch den Gedanken, daß sie so viel für ihn gewesen war und ihn jetzt kaum erkannte. Sie lag da und griff tastend mit beiden Händen um seine Rechte, wie ein Blinder, der wiedererkennt, dann sah sie ihn mit ihren ausdruckslosen Augen an, die schon fleckig vom Tode waren. „Deine Hand ist noch gut,“ sagte sie langsam mit der fernklingenden Stimme des Alters: „Hanne hätte Dich nehmen sollen, dann wäre vieles jetzt anders gewesen.“

7.

In der Bibliothek wunderten sie sich über den ernststen, stummen Arbeiter, der die Bücher anfaßte, als seien es Mauersteine. Sie hatten ihn gern und halfen ihn finden, was er gebrauchte.

Unter den Angestellten befand sich ein alter Bibliothekar, der in der Regel kam und fragte, ob er Pelle bei irgend etwas behilflich sein könne. Es war ein kleiner, verdorrter Herr mit einer goldenen Brille und dünnem, weichem Haar und Bart, der seinem bleichen Antlitz ein lächelndes Aussehen verlieh. Er hatte ein ganzes Menschenalter zwischen den Bücherstapeln gelebt; der Bücherstaub hatte sich ihm auf die Brust gelegt, jeden Augenblick gellte sein trockener Husten durch den Raum.

Bibliothekar Braun war Junggeselle, und es hieß, daß er sehr reich sei. Fein und sorgfältig mit seiner äußeren Person war er gerade nicht, aber es lag etwas Unberührtes über seiner Erscheinung, als sei er niemals den Puffen des Lebens ausgesetzt gewesen. In seinen Schriften vertrat er schroff, fanatisch den Ich-Kultus und stellte das Gesetz des Gewissens als das einzige auf, dem sich ein Mensch zu beugen habe. Persönlich war er verschlossen und menschenscheu, aber es zog ihn zu Pelle, von dem er wußte, daß er einstmals die Seele in der Erhebung der Massen gewesen war. Er verfolgte stauend und neugierig die Entwicklung des modernen Arbeiters; von Zeit zu Zeit kam er mit einer seiner Abhandlungen und bat Pelle, sie zu lesen. Sie handelten in der Regel von dem Wesen der Persönlichkeit, nahmen ihren Ausgangspunkt von dem Ich bei irgend einem Philosophen oder in dieser oder jener Religion und suchten in die Fragen des Tages einzudringen. Flüsternd unterhielten sie sich über den Inhalt; der alte, schwer zugängliche Philosoph, der nur von sehr wenigen gelesen wurde, legte eine unglückliche Liebe zu dem großen Publikum und lautete gespannt darauf, was wohl ein Arbeiter aus seinen Gedanken herausbringen konnte. So still und fast schüchtern wie sein Wesen war, so schroff war er in seinen Anschauungen und wich nicht zurück vor dem Gedanken, gewaltsame Mittel zur Anwendung zu bringen. Aber er verhielt sich skeptisch in bezug auf die Erhebung der Unterklasse. „Die Leute können ja nicht einmal lesen,“ sagte er. „Der kleine Mann rührt ja nie ein wirkliches Buch an.“ Er hatte so lange zwischen den Büchern gelebt, daß er meinte, die Wahrheit des Lebens sei dort vergraben.

Allmählich lernten sie einander gut kennen. Brum war der letzte Nachkomme einer alten ausgelebten Familie, die durch mehrere Generationen hindurch reich geworden war. Er verachtete das Geld und zählte es nicht mit zu den Gütern dieses Lebens; da er niemals Entbehrungen gekannt hatte, machte er wenig Ansprüche und entbehrte gern, um andern zu helfen. Man sagte, er lebe sehr spartanisch und brauche seine ganzen Zinseinnahmen, um den Armen zu helfen. In vielen Punkten stimmte er mit der Unterklasse überein, nicht allein theoretisch, sondern rein organisch; und Pelle sah zu seiner Verwunderung, daß die Auflösung des Bestehenden auch aus den oberen Schichten der Gesellschaft ausgehen

konnte. Vielleicht bereitete sich die Zukunft von beiden Endpunkten aus.

Eines Tages leitete Frau versüßigt die Unterhaltung auf Belles persönliche Angelegenheiten hin; es schien, als wisse er Bescheid. „Ist da nicht irgend etwas, womit Sie in Gang kommen möchten,“ fragte er. „Es würde mich sehr freuen, wenn ich Ihnen behilflich sein könnte.“

Belle war sich noch nicht klar darüber, wie die Zukunft angegriffen werden sollte. „Vorläufig liegt das Ganze noch wie ein Chaos vor mir,“ sagte er.

„Aber Sie müssen doch leben! Tun Sie mir den Gefallen, wenigstens auf alle Fälle ein Darlehen anzunehmen, während Sie sich zurechtfinden.“

„Es gehört Geld dazu, sich tüchtig und frei zu machen,“ fuhr er fort, als Belle sich weigerte, „das ist gemein, aber so ist es nun einmal. Sie nehmen ja doch nicht, was Sie gebrauchen, also müssen Sie das Geld entweder auf die Weise annehmen, wie es sich Ihnen bietet, oder Sie müssen entbehren.“

„Dann entbehre ich,“ sagte Belle.

„Ich sollte meinen, das haben Sie und Ihre Parteigenossen allezeit getan, und haben Sie jemals damit glühende Kohlen auf das Haupt der Gesellschaft gesammelt? Ihr überschätzt das Geld, der kleine Mann hat zu große Ehrfurcht vor dem Eigentum anderer. Ja, das ist, Gott helf mir, wahr! Der gute arme Mann früherer Zeiten wagte ja nicht einmal, etwas in seinen eigenen elenden Mund zu stecken, jeden guten Bissen sollte die Frau haben. Darum wird er auch von unserer Seite aus als verloren betrachtet, es war so leicht, auf ihm Reichthümer zu sammeln. Seine Nachkommenschaft schleppt sich noch mit einem guten Teil davon herum.“

(Fortsetzung folgt.)

## Mein Finnland.

Erzählungen von Juhani Aho.

### Der Wachtposten beim Kaiserdenkmal.

Zu Füßen des Alexanderdenkmals am großen Blumentag. Der Gedenkstein ist ganz mit Blumen bedeckt. Der Marktplatz voll Tausender Menschen. Nicht ein Flüstern hört man, alles ist still wie bei einem Begräbnis. Hier und dort schreiten Gendarmen einher.

Ein Hüter der Ordnung — ein früherer Soldat — steht als Wache bei dem Blumenbügel. Er steht ruhig und ernst da, sein Antlitz drückt weder Freude noch Sorge aus, aber in der Tiefe seiner blauen Augen lese ich seine Gedanken.

Weshalb haben sie mich eigentlich hierher gestellt? Gibt es hier etwas zu bewachen? Die Blumen? Aber die will ja niemand fortnehmen, die wollen lieber noch mehr bringen. Aber das besorgen sie selbst am besten. — Ich habe die Order hier zu stehen, bis sich der letzte Zuschauer entfernt hat. Vielleicht muß ich da mein Befehl hier stehen. Aber wenn ich nun schon als Ehrenwache dastehen soll, für den Kaiser . . . und die Verfassungsgesetze . . .

Ein Psalm wird aus der Volksmenge angestimmt. „Eine feste Burg ist unser Gott“ tönt es von der Treppe der Universität und dräben von der Terrasse der Nikolaitirche her fällt man ein. Alle stehen entblößten Hauptes da. Der Hüter der Ordnung zieht ebenfalls die Mütze, behält sie in der linken Hand und steht da wie bei der Feldmesse.

Das ist ein schöner Psalm. . . .

Er legt langsam die Mütze wieder auf. Eine Träne glänzt in seinen Augen. Um sie zu verbergen, wendet er sich ab und gibt sich den Anschein, die Blumen am Sockel des Denkmals zu betrachten.

Das war ein wunderschöner Psalm. . . .

Da ertönte plötzlich ein anderes Lied. Es ist „Mein Land“.

Wiederum entblößten sich aller Häupter. Der Hüter der Ordnung führt die Hand rasch nach der Mütze. Aber sofort läßt er sie wieder sinken, hebt sie wiederum ein wenig, läßt sie abermals sinken und scheint nicht zu wissen, was er tun soll.

Das ist ja verboten. . . es ist Befehl gekommen, daß wir dem Nationalgesang nicht Honneur machen dürfen. Der Gendarm steht ja auch dort, die Mütze auf dem Kopfe und die Hände an den Hüften.

\*) Jar Nikolaus I. hatte die Verfassung Finnlands respektiert, aber den Landtag, den er nach Guldäulen einberufen konnte, nie tagen lassen. Jar Alexander II. genehmigte nun ein Gesetz, das den Landtag regelmäßig einberuft. Dafür wurde ihm am Senatsplatz in Helsingfors ein Denkmal gesetzt, das auch die Allegorien der Verfassung trägt.

Der Blumentag ist der 1. Mai, das alte finnländische Frühlingsfest.

Er grüßelt und kämpft mit sich, erhebt die Hand, senkt sie wieder und abermals strebt sie nach dem Rande der Mütze. . . .

Er wird vielleicht den Abschied bekommen . . . seinen Dienst verlieren . . . Frau und Kinder werden brotlos . . . alle anderen Finnen werden aus dem Wachtdienst entfernt, vielleicht selbst der Chef. . . . Wer kommt an ihre Stelle? Gendarmen wie die dort?

Seine Hand sinkt abermals nieder, strebt empor, senkt sich. . . . Aber immer andachtsvoller, immer trostreicher und kräftiger strömen die Töne aus Tantiender Brust.

Das ist ja meines Landes Hymne! — Das ist meines Volkes Lied! Wem soll ich Honneur machen, wenn nicht dem. . . . Soll alles geh'n wie's immer mag, Soll, was da will geschehen, ich mach' Honneur!

Die Hand fliegt an den Rand der Mütze und verweilt dort. Als ob er ein Kommando gehört hätte, macht er Front gegen das Volk und noch als dessen Vaterlandslied verklungen war, steht er wie gelähmt auf seinen Platz, stattdlich wie eine Bronze statue mit dem Antlitz gegen das Volk und die Verfassungsgesetze wie ein Schild im Rücken.

Ruhiges, freudiges und festes Vertrauen erstrahlt aus seinem Antlitz und aus seinen Widen glänzt ein Schimmer des Glückes. Seine Lippen bewegten sich im Takte der letzten Töne dieses Liedes.

Jrgendwo in der Menge erhebt sich eine Frauenhand, ein kleiner Blumenstrauß fliegt durch die Luft über die Köpfe im Bogen daher und fällt vor den Füßen des Wächters nieder.

Er beugt sich, nimmt die Blumen, und unter Hochrufen für das Vaterland, legt er sie nieder zu den Füßen des Löwen — des Löwen des Gesetzes.

### Eine Mutter.

„Mein aufrichtiges Beileid — ich habe aus den Zeitungen erfahren, daß deine Mutter gestorben ist.“

„Danke,“ sagte er und erwiderte meinen Händedruck. „Es ist ja hart, seine Mutter zu verlieren, aber — ich glaube, daß ihr Dahinscheiden mir doch fast mehr Freude als Trauer bereitet hat.“

Ich gestehe, daß ich bei diesen Worten ein wenig erstaunt ausgesehen habe. . . .

„Natürlich freue ich mich nicht dessen, daß meine Mutter starb,“ beeilte er sich zu erklären, „obwohl sie schon alt und kränklich war und des Lebens sich nicht mehr freuen konnte — sie wünschte oft zu sterben und das erschieden ihr als ein letztes Glück. Aber nun erhielet der Tod einen höheren Sinn und eine tiefere Bedeutung, als ihrer Ansicht nach ihr ganzes Leben hatte. . . .“

Wir schritten die Straße entlang, während er fortsetzte:

„Das ereignete sich zu der Zeit, da die Petition an den Monarchen abgesandt werden sollte. Am letzten Sonntag wurden in allen Gemeinden Versammlungen abgehalten. Ich hatte es übernommen, in meiner Heimatsgemeinde zu sprechen. Wie du weißt, sind wir, meine Mutter und ich, nach des Vaters Tod nach Helsingfors überfiedelt. Ich hatte alles vorbereitet, um mit dem Abendzuge zu reisen und nur noch eine Kleinigkeit in der Stadt zu besorgen. Aber wie ich zurücklehre, um mein Gepäck zu holen, höre ich, daß meine Mutter einen ihrer gewöhnlichen Anfälle erlitten hat. Der Arzt gab noch nicht alle Hoffnung auf, sie könnte noch einige Zeit leben, wenn . . . aber gewiß war es nicht, ob ich sie bei meiner Rückkehr noch lebend finde.“

Ich eilte in ihr Zimmer. Sie hatte sich etwas erholt und war bei vollem Bewußtsein. Sie wußte, daß ich reisen sollte und konnte auch den Anlaß. Sie war sehr bestimmert, nicht wegen meiner Reise — zu dieser hatte sie ja aufgefördert, sondern wegen all der Bedrängnisse und Unglücksfälle. Die hatten sie sehr aufgeregt und ganz sicher zur Verschlimmerung ihres Leidens beigetragen. Um sie zu beruhigen, sagte ich ihr sofort, daß ich die Reise aufgebe.

„Warum?“ fragte sie. „Was hindert dich denn an der Reise?“

„Aber ich kann dich doch nicht einjam sterben lassen?“

„Kannst Du einen anderen veranlassen, hinaufzureisen?“

Ich war gezwungen zuzugeben, daß sich dies nicht mehr ausführen lasse. Da konnte eben nichts helfen, und ich muß mich damit abfinden.

„Aber da wird ja nichts aus der Versammlung und man bekommt keine Unterschriften von dort?“

Ich mußte zugeben, daß dies geschehen könne.

Da ergriff meine Mutter rasch meine Hand:

„Hörst du, das darf nicht geschehen . . . reiß' du jetzt nur . . .“

ich will nicht daran schuld sein, daß . . . reiß' du nur. . . . Aus der Versammlung soll nichts werden? Aber nein, Lieber. . . .“

Ein Hustenanfall unterbrach sie und sie konnte lange kein Wort mehr hervorbringen. Ich glaubte schon, daß ihr Ende gekommen war. Aber, da ich sie zwischen den Polstern aufzureißen und sie wieder sprechen konnte, reichte sie mir ihre abgegriffene Hand und flüsterte:

„Lebewohl nun . . . Lebewohl, falls wir uns nicht mehr treffen sollten . . . Hier im Leben. Vielleicht sterbe ich doch noch nicht. Aber, wenn ich inzwischen abberufen werden sollte, so habe ich doch wenigstens etwas . . . etwas geopfert . . . es ist ja nicht viel . . . eben so wenig . . . wie alles andere, was ich . . . was könnte wohl so ein unwissendes und unfähiges Weib, wie ich . . . hab' ich nicht verstanden für's Vaterland zu leben . . . vielleicht kann ich dafür sterben. Da habe ich wenigstens etwas nützen können . . . nun ja! Lebewohl! Du sollst nicht so traurig sein . . . und . . . beeile dich, damit du nicht zu spät kommst.“

Ich mußte ihren Willen erfüllen. Es war mir klar, daß ich, als ich ging, sie nur erzürnt, und ihr geschadet hätte, wenn ich geblieben wäre. Als ich ging, sagte sie noch: Hast du die Liste bei dir? Ich möchte sie auch gerne unterschreiben . . . aber ich kann's nicht mehr, schreibe du für mich.

Das Petschaft ist in der Lade, wenn du es brauchst . . . und sag es denen zu Hause, daß sie alle unterschreiben müssen . . . auch die Lisa und die Raja und die alte Heiti . . . sag, daß ihre alte Propstin . . . die verschiedenen Propstin es gesagt hat . . . und sie grüßen läßt. . . Aber die werden das ja auch freiwillig . . ."

Ich erreichte den Zug, kam rechtzeitig in der Heimat an, und erfüllte meine Pflicht. Als ich nach Helsingfors zurückkehrte, war meine Mutter tot. Die Wärterin erzählte, daß meine Mutter, nachdem ich fortgehe, sich sehr beunruhigte, daß ich den Zug nicht erreichen werde. Von Zeit zu Zeit blinnte sie auf die Uhr und beruhigte sich erst, als es klar war, daß ich schon zurückgekehrt sein mußte, falls ich den Zug veräumt hätte.

"Gott sei Dank" sagte sie da, "daß er nicht zu spät gekommen ist, daß das nicht meine Schuld ist" — und dann flüsterte sie noch mit kaum hörbarer Stimme "Gott beschütze das Vaterland und sei mir gnädig!"

Das waren ihre letzten Worte. Und jetzt verstehst du vielleicht, warum es mir eher Freude als Sorge bereitet, wenn ich an ihr Dahingehen denke."

(Schluß folgt.)

## Vom Naturforschertag.

Auf dem Naturforscher-Vertretungstag in Münster sprach am Montag außer Czerny noch Professor Becher-Münster über Leben und Beseelung.

Dann folgte noch ein glänzender durch Demonstrationen erläuteter Vortrag des Grafen Arco-Verlin über:

### Drahtlose Telegraphie.

Die vielfachen Energieumwandlungen in der Send- und Empfangstation sowie die Eigenarten der Ausbreitung der elektromagnetischen Energie im Raume wurden den Zuhörern klar, ebenso die interessanteren modernen Erzeugungsarten der elektrischen Wechselströme von großer Wechselzahl. (Hochfrequenzströme.) Mit sehr langen elektrischen Wellen von hoher Funkenzahl wurde der Uebergang zwischen Funken- und Lichtbogenenergieung sowie zwischen gedämpften und ungedämpften Wellen gezeigt. Ganz besonderes Interesse erregten die Versuche, die mit einem 10 Kilowatt bei 3000 Umdrehungen liefernden Generator vorgeführt wurden. Mit einer Hochfrequenzmaschine wurde eine improvisierte Soalbeleuchtung betätigt, und schließlich wurde die Energie für das Ohr vernehmbar, und zwar eine kontinuierliche Tonkala von 500-2000 Schwingungen, wobei alle Töne absolut rein hörbar wurden. Trotz der glänzenden Resultate rät der Vortragende zur Vorsicht in der Voraussage über den Wert der Hochfrequenzmaschine, weil ihrem Prinzip ganz allgemeine bedenkliche Eigenarten anhaften und ihre Wirkungen in der Praxis noch nicht genügend ausprobiert sind.

In der Abteilung für Psychiatrie und Neurologie hielt Dr. G. Löbber, Dozent für gerichtliche Psychiatrie in Münster, einen interessanten Vortrag über die "Psychologie der zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurteilten oder begnadigten Verbrecher". Er berichtete über ein Material von 70 Mördern, das nach sozialen und psychologischen Gesichtspunkten geordnet ist. Er geht dabei von der Voraussetzung aus, daß die Verurteilten zur Zeit der Tat geistig gesund waren und untersucht dabei die Fragen, was für Menschen die Mörder im allgemeinen waren, welches die Motive ihrer Tat waren, beipricht die Führung der Lebenslänglichen und ihre soziale Brauchbarkeit in der Haft und den Zeitpunkt der geistigen Ummachung. Der Vortragende konnte in 40 Proz. der Fälle erbliche Belastung mit Geisteskrankheit feststellen. Vor der Tat waren 57,1 Proz. sozial brauchbar und 42,9 Proz. verwaorlost und unsozial; 32 Proz. waren überhaupt nicht vorbestraft, 41,4 Proz. unbedeutend und 25,6 Proz. erheblich vorbestraft. Es konnte festgestellt werden, daß von den 70 Fällen nur der geringere Teil zu den gewerbsmäßigen Gewohnheitsverbrechern gehörte. 70 Proz. der Verbrecher befanden sich bei Ausübung der Tat in einem Alter, das nahe der Strafmlndigkeitsgrenze liegt. Das Motiv der Tat war in 48,8 Proz. Habsucht, in 3,6 Proz. Rache, in 7,1 Proz. Eifersucht, in 7,1 Proz. Unstillbarkeit, in 5,7 Proz. Haß und Jagdleidenenschaft, in 4,3 Proz. auswärtslose Liebe, in 2,9 Proz. Verleitung durch die Mutter oder Frau. Die Führung der Lebenslänglichen war gut bei 68,7 Proz., leidlich bei 14,2 Proz. und schlecht bei 17,1 Proz. Es ergab sich weiter das interessante Resultat, daß von denen, die früher nicht vorbestraft wurden, nur 4,5 Proz. von denen mit kleinen Vorstrafen 10 Proz. und von denen mit größeren Vorstrafen 40 Proz. sich im Zuchthaus schlecht führten und unsozial waren. Der weitaus größte Teil der Gefangenen wurde im Verlauf der Strafe geisteskrank. Zum Schluß weist der Vortragende darauf hin, daß die Lebenslänglichen keineswegs immer die Fese des Verbrechertums

darstellen, daß ein Teil von ihnen nach geschwehener Sühne als gebessert in die menschliche Gesellschaft wieder eingeordnet werden kann und daß es sich bei Prüfung der Gnadengeuche empfiehlt, besonderen Wert auf das Votum der Strafzuchtsbeamten zu legen.

In der Diskussion ergriff der bekannte Psychiatrer Professor U. Schaffenburg-Köln das Wort, der bekanntlich beim Deutschen Juristentag gegen die Todesstrafe eingetreten ist: Es ist eine bedauerliche Lücke in unserer Gesetzgebung, daß uneheliche Mütter, die ein Kind nicht während oder gleich nach der Geburt, sondern erst einige Wochen oder Monate nachher töten, nach einem besonderen Geize zum Tode verurteilt werden müssen, obwohl im großen und ganzen die gleichen Motive bei den gleichen Kategorien von Kindesmörderinnen vorliegen. Redner gibt dem Referenten recht, daß von der Begnadigung der zum Tode verurteilten und zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigten Verbrechern viel zu wenig Gebrauch gemacht werde. Das Begnadigungsrecht sei nur offiziell ein Recht der Krone: tatsächlich wird das Begnadigungsrecht durch einen beliebigen jungen Affessor ausgeübt, der in Berlin sitzt und durchaus nicht immer ein besonderes Verständnis für die Höhe des Verbrechens besitzt. Die Mörder sind nicht so schlechte Charaktere, wie man sie sich im großen Publikum vorstellt.

In der Abteilung für Geographie, Hydrographie und Kartographie sprach am Dienstag Dr. A. Henning-Friedenau über das Thema: Kritische Betrachtungen zum wendenden Panama-Kanal.

Während die Vorbereitungen zur Eröffnung des Kanals schon getroffen werden, während die Aufmerksamkeit schon auf die Kanalgebühren konzentriert ist, um die bereits ein ziemlich ernster Konflikt zwischen England und den Vereinigten Staaten entstanden ist, könne man doch durchaus noch nicht mit Sicherheit sagen, ob der Kanal pünktlich, ja nur einmal, ob er überhaupt in erhofftem Umfang betriebsfähig werden wird. Die sichere Ueberwindung aller technischen Schwierigkeiten ist noch keineswegs gewährleistet. Das gefährliche Abbrechen der Dämmungen ist bis in die jüngste Zeit in riesigen Dimensionen erfolgt, und man weiß noch nicht, wie man dieser höchst bedrohlichen Erscheinung Herr werden soll. Auch das Problem der Wasserversorgung des Kanals ist noch keineswegs gelöst, vorläufig weiß noch niemand, woher das Wasser zur einmaligen Füllung des großen Stauees von Gatun genommen werden soll. Man muß selbst, wenn der See gefüllt wird, wieder mit der Möglichkeit rechnen, daß der große Staudamm nicht ganz wasserdicht schließt. Eine übermäßige Bedeutung will der Redner dem Kanal, auch wenn er pünktlich fertig werden sollte, nicht zumessen. Für die amerikanische Schifffahrt sei er sicher von hohem Wert, für die europäische aber nur von relativ geringer Bedeutung. Der Schnellverkehr nach irgendwelchen Teilen der Welt werde angesichts der Ueberlandbahnen in Nord-, Mittel- und Südamerika den Kanal nicht benutzen, und auch der Güterverkehr komme nur für einen ziemlich kleinen Teil der amerikanischen Westküste in Betracht.

In der Abteilung für Hygiene, Tropenhygiene und Bakteriologie behandelte Stabsarzt Dr. B. Möllers die Grundzüge der heutigen

### Tuberkulinbehandlung.

Er vertritt die Ansicht, daß die wirksamste und leistungsfähigste Behandlung der menschlichen Tuberkulose in der Kombination der hygienisch-diätischen Heilstättenkur mit der spezifischen Tuberkulinbehandlung besteht. Bei beginnenden Tuberkuloseformen läßt sich unter sorgfältiger Auswahl der Fälle die spezifische Behandlung auch in ambulanter Praxis durchführen. Das Charakteristische der heutigen Tuberkulinbehandlung ist die milde einschließende Methode, die allmählich unter möglichster Vermeidung von Reaktionen zu höheren Dosen ansteigt. Die Behandlung soll nicht schematisch, sondern für jeden Fall individualisierend sein, und gemäß dem Verlauf der Krankheit und der Tuberkulinempfindlichkeit durchgeführt werden. Die zweckmäßigste Form der Einverleibung ist die Einbringung des Präparats unter die Haut. Die Heilung erfolgt gewöhnlich nicht durch eine einzige Kur, vielmehr ist in vielen Fällen eine jahrelange, öfter wiederholte Behandlung unter ständiger Beobachtung notwendig. Im Interesse einer wirksamen Bekämpfung der Tuberkulose als Volkskrankheit darf die Tuberkulintherapie nicht ein Vorrecht der Spezialheilstätten und -ärzte bleiben, sondern verdient in hohem Maße Allgemeingut der gesamten Ärzteschaft zu werden.

In der Abteilung Psychiatrie und Neurologie sprach Professor G. Clemens-Eidelborn über die Erfolge der

### Beschäftigungstherapie

bei akuten Geistesstörungen. Die von strengärztlichen Gesichtspunkten aus verordnete und geregelte Beschäftigung Geisteskranker ist für die Behandlung vorgeschrittener chronischer Psychosen im Laufe der Zeit so ziemlich Gemeingut aller Psychiater geworden. Als Behandlungsmittel frischer, akuter Geistesstörungen hat die Beschäftigungstherapie aber noch nicht überall die Beachtung gefunden, die sie wegen ihrer häufigen Erfolge verdient. Nicht wenig hinderlich ist ihrer Ausbreitung z. B. die erst vor verhältnismäßig kurzer Zeit eingeführte Verbehandlung akuter Geisteskrankheiten geworden. So jenseitsreich diese in geeigneten Fällen ist, so wird sie doch sehr häufig durch unrichtige Anwendung diskreditiert. Hier führt die Be-

schäftigungstherapie nicht selten rascher und besser zum Ziele. In der Provinzial- und Pflegeanstalt zu Eidelborn, wo die Beschäftigung der Kranken die weitestgehende Veranschlichtung erfährt, konnten durch sie bei akuten Fällen sehr gute Erfolge erzielt werden, bessere als durch irgend eine andere Behandlungsweise. Es erwies sich keine einzige akute Nischose für ihre Anwendung völlig ungeeignet.

In der Abteilung „Innere Medizin“ und „Hydrotherapie“ trägt Sanitätsrat Dr. R. Lenzmann = Duisburg seine Erfahrungen über die

### Behandlung des Keuchhustens

vor. Er faßt den Keuchhusten als eine stark übertragbare Infektionskrankheit auf, deren Erreger von Bordet und Gengou mit großer Wahrscheinlichkeit entdeckt ist. Der Vortragende selbst hat das längst bekannte, auch gegen diese Erkrankung schon empfohlene Chinin in einem besonderen Präparate nach einer eigenen Methode angewandt. Die Methode, die es erlaubt, das Mittel per Schub ins Blut und deshalb zu prompter Wirkung zu bringen, ist die Einspritzung in die Adern, bei kleineren Kindern in die Muskeln. Durch diese Art der Behandlung wird die Krankheit sehr günstig beeinflusst. Die Anfälle werden rasch abgeschwächt und geringer an Zahl, so daß eine bedeutende Verkürzung des Krankheitsverlaufes erzielt wird.

In der Abteilung für Zoologie referierte W. Stempel-Münster über den Nachweis feinsten organischer Strukturen durch Mikrophotographie mit ultraviolettem Licht. Der Vortragende hat die Sporen der kleinsten tierischen Schmarotzer durch Mikrophotographie mit den unsichtbaren ultravioletten Strahlen des Lichtes untersucht und durch Messung und Rechnung gefunden, daß die Wand der in diesen Sporen vorhandenen Polschläuche bei besonders kleinen Arten nur acht Millionstel Millimeter dick ist. Daraus folgt, daß Organismen von solcher Kleinheit existieren, daß wir sie selbst mit unseren besten optischen Hilfsmitteln nicht mehr nachweisen können. So wird es verständlich, daß der mikroskopische Nachweis der Erreger mancher Infektionskrankheiten, wie z. B. der Maul- und Klauenseuche bisher nicht geklärt ist. Ferner ergeben sich daraus Anhaltspunkte für die annähernde Bestimmung der Größe des Moleküls der Eiweißkörper, die danach wohl kaum mehr als 2/3 Millionstel Millimeter betragen kann.

## Kleines feuilleton.

### Kulturgegeschichtliches.

Gemalte Bibliotheken. Das Barock, das perspektivische Virtuosenkünste der Malerei so liebte, hat sich auch an gemalten Bibliotheken erfreut, und die Wandmaler, die mit ihren architektonischen Spielereien die Zimmer erweitern und die Türen maskieren mußten, boten gern Ausflüchten auf lange Büchergalerien, zauberten Bücherschränke an die Wände, die mit naturgetreuen Wänderücken gefüllt waren. Ueber diese gemalten Bibliotheken finden sich höchst interessante Mitteilungen in einem Aufsatz der Zeitschrift für Bücherfreunde. Infolge dieser Dekorationsmalereien wurden die Scheinbibliotheken zu einem beliebigen Gesellschaftsspiel des 18. Jahrhunderts, in der geistreiche Männer ihrer Satire und ihrem Wit die Bügel schießen ließen. Es entstanden hölzerne Büchersammlungen, bei denen Bücherteller mit Buchattrappen gefüllt wurden, die die komischsten Titel erhielten. Am berühmtesten war die Scheinbibliothek, die sich der Nationalökonom Turgot anlegte. Als er 1761 zum Intendanten von Limoges ernannt wurde, schmückte er in seinem Arbeitszimmer als Fortsetzung der echten Bücherständer eine Geheimtür mit solchen Buchattrappen, die die lustigsten und molantesten Titel aufwiesen. Da gab es z. B. eine „Kunst, die einfachsten Fragen kompliziert zu machen“, vom Abbé Galliani, eine dicke Dissertation über „den wahren Nutzen des Krieges“, von den Brüdern Paris, die als Armeelieferanten ein Riesenvermögen erworben hatten. Als ein Werk des schlechten Dichters Dorat, dessen Ruhm nur von der Ausschmückung seiner Werke durch die glanzendsten Kupferstiche herkam, wurde eine Abhandlung angeführt „vom Gebrauch der Bilder in der Poesie“. Bei manchen dieser Büchertitel macht die Anzahl und Größe der Bände den eigentlichen Wit aus. So umfaßte das „vollständige Lehrbuch der Moral, aus Romanen entnommen“, nur zwei schwächliche Duodezgebändchen, und die „Lichtstrahlen aus den Reden in der Académie Française seit ihrer Gründung“ bildeten ein winziges Zwergbuch. Eine ähnliche Scheinbibliothek hat sich Eugène Scribe angeeignet. Da konnte man ein Bändchen sehen: „Neben berühmter Stummer“, und daneben ein gewaltiges Werk von 25 Bänden: „Kritiken über Mademoiselle Mars“, eine Huldigung für die berühmte Schauspielerin. Waren diese Sammlungen als Spiel einer witzigen Laune gedacht, so hatte sich Ferdinand IV. eine Sammlung von Büchertiteln auf Wücherrücken angelegt, die ernst genommen sein wollte. In seinem Schlafzimmer leuchteten hinter den hohen Glasscheiben eines schönen Schrankes lange Wandreihen, deren Titel seinem Geschmack und seiner Gelehrsamkeit das vorzüglichste Zeugnis ausstellten. Aber die kostbaren Wände waren nur Holzstücke in Buchform mit einem prächtigen Lederrücken. Solche Büchertapeten, die auf den flüchtigen Blick den Eindruck einer gelehrten Atmosphäre

herberrufen, sind für praktische Zwecke in unserer Zeit zuerst in Amerika ausgenutzt worden und bilden dort den Gegenstand einer besonderen Tapezier-Industrie, die preiswerte Wohnungsausstattungen liefert. Zahlreich sind ja auch heute noch die Bücher-scherze mit Bücherattrappen. Es gibt Möbelstüde, die nur von dem Kenner des Geheimnisses als Büchertruhen erkannt werden und zum Aufbewahren manch extravaganter Maritäten verwendet werden; es gibt all jene heute aus der Kunstgewerbe mehr und mehr verschwindenden Attrappen von der blechernen Frühstückskapsel mit der schönen Aufschrift „Väters Werke“ an. Nicht ohne psychologischen Wert sind die Gebetbücher, die manchmal in englischen Kirchen vergessen werden und die beim Öffnen zwei Abteilungen zeigen; die eine enthält Süßigkeiten, die andere einen Magentrost in Form eines kräftigen Schnapfes, zu dem die Besucherin leicht durch anhaltendes Krüpfen ihres Buches gelangen kann.

### Völkertunde.

Wie Wilde zählen. Eine tiefe Abneigung gegen die Kunst Adam Rieses erfüllt den Eskimo. Nur verhältnismäßig wenige Geister Grönlands erfassen das Problem der Bruchrechnung. Wird doch den waderen Walfischfängern schon das fatale Addieren und Subtrahieren schwer genug! Von Haus aus reicht die Zahlenwelt des Eskimos aus nur von „eins“ bis „hundert“ — das heißt: die des ungewöhnlich Erleuchteten. Der Durchschnittsgrönländer scheut schon nach „zwanzig“ die geistige Strapaze des Weiterzählens mit gefundem Widerwillen. Ein Einblick in das eskimische Zahlensystem ist nicht uninteressant: als Rechenmaschine muß der eigene Körper herhalten. Von eins bis fünf zählt man mit Hilfe der Finger der einen Hand, von sechs bis zehn mit Hilfe der Finger der anderen. Dann kommen die Zehen der beiden Füße an die Reihe. „Zwölf“ heißt z. B. bei den Eskimos „Zwei Zehen des einen Fußes“ — „siebzehn“ dagegen „zwei Zehen des anderen Fußes“. Hat man alle Finger und Zehen an sich abgezählt, so ist „ein ganzer Mensch zu Ende“ — eine Formel, die eben nichts anderes als „Zwanzig“ bedeutet.

Wer sich in das unheimliche Reich der Zahlen noch tiefer hineinwagt, der ist, wie schon erwähnt, ein Nicht. Das Weiterzählen besorgt dieses Licht nun an Fingern und Zehen seiner Mitmenschen. „Einundzwanzig“ ist z. B. „ein Finger des zweiten Menschen“ — „neununddreißig“ heißt „vier Zehen am anderen Fuße des zweiten Menschen“, und „der zweite Mensch zu Ende“ ist natürlich „vierzig“. Wenn „hundert“ erreicht, bezw. „der fünfte Mensch zu Ende“ ist — dann sind auch die Qualen der Zahlen überhaupt zu Ende. Denn für weitere Begriffe dieser Art kann der Eskimo buchstäblich keine Worte finden: seine Sprache kennt sie nicht. Ihre eigenen, alten Zahlworte genühten aber den Grönländern vollkommen, so lange sie unter sich waren. Ihre Verührung mit der Kultur, mit Handel und Geld änderte das. Sie nahmen nun — obwohl sie sich im übrigen gegen fremde Worte ablehnend verhielten — verhältnismäßig schnell die dänischen Zahlworte an und lernten nun auch über hundert hinaus zählen. „Tausend“ nennen sie z. B. „tusintigdlit“. Fridtjof Nanzen allerdings hat sie im Verdacht, daß sie mit so hohen Zahlworten selten klare Begriffe verbinden.

Daß Naturvölker aus merkwürdigen Rücksichten, um bei Tausch- und Geldgeschäften nicht zu kurz zu kommen, gerade die Zahlworte fremder Sprachen lieber und leichter lernen, als irgendwelche anderen Vokabeln, hat man auch anderswo beobachtet, z. B. in der Südsee: In einem Beitrag zur Völker- und Sprachkunde von Deutsch-Neu-Guinea schrieb kürzlich Friederici, daß die Zahlen von eins bis zehn die einzigen deutschen Worte waren, die sich die ihn begleitenden, schwarzen Jungen neben „Donnerwetter“ und „Ewin“ (Schwein) aneigneten. Wie in der Nachbarschaft des Nordpols so benutzt der Mensch auch in der Südsee zum Zählen seine Hände und Füße. Darum beherrscht auch das Fünfer- bezw. Zehnersystem fast die ganze Südsee. Bei den Sulka auf Neupommern heißt „fünf“ geradezu „die Hand“, und mit dem Ausdruck „die beiden Hände“ verbindet sie den Begriff der „Zehn“. Während die Sulka kaum über zwanzig hinauszählen, wagen sich z. B. die Küstenbewohner der nördlichen Gazellenhalbinsel bis in die Hunderte und Tausende hinein. „Lima“ heißt hier die Hand — „a ilima“ ist infolgedessen die abgeleitete Bezeichnung für fünf. „Hundertmal die Hände“ bedeutet „tausend“. Für „zweitausend“ aber hat man den stolzen Ausdruck „Ein ganzer Mann“. Das soll heißen: „Soviel man hundert, als sich Finger und Zehen an einem kompletten Mann befinden.“ Die Zahlen, die sich zwischen solchen großen, abschließenden Systemziffern wie Tausend oder Zweitausend befinden, müssen aber oft auf furchtbar umständliche Weise ausgedrückt werden. Im täglichen Leben und auf den Märkten operiert es sich natürlich schlecht mit solch ausgedehnten Zahlworten. Darum haben sich die Eingeborenen auch für den Handel bestimmte, vereinfachende Zählweisen, die der jeweiligen Ware angepaßt sind, geschaffen. Beim Zählen ihrer geliebten Faden voll Muschelgeld freilich ist der Gebrauch sehr hoher Zahlworte, die sich mit den Hunderten und Tausenden befassen, oft nicht zu umgehen. Dann wird aber auch mit feierlicher Langsamkeit gezählt und unter reger praktischer Inanspruchnahme jener uralten, angeborenen Rechenmaschine